

Ästhetische Bemerkungen.

Was kann die Absicht des geistlichen Heldengedichts sein? Erbauung, Belehrung und Vergnügen. Der Unterschied zwischen Erbauung und Belehrung liegt, dünkt mich, darin, daß jene in dem Vergnügen besteht, das ich empfinde, wenn ich mein Thun mit den Vorschriften der Religion, von deren Nutzen ich überzeugt werde, übereinstimmend, oder mich durch diese Überzeugung in meinen Entschlüssen gestärkt sehe. Belehrt hingegen werde ich, wenn ich Dinge höre, die ich vorher entweder gar nicht, oder falsch gewußt habe. Einige nennen auch jede geistliche Belehrung Erbauung. Wird das Wort Erbauung im ersten Sinne genommen, so kann das geistliche Heldengedicht nützen. Es kann mir die Vorschriften der Religion lebhafter vorstellen und tiefer einprägen; eine erdichtete Folge von ihrer Übertretung kann mich erinnern, daß in meinem Hause, in meinem Birkel von Freunden sich so etwas zutragen könne, und kann meinem Entschluß mehr Kraft geben. Eben so kann es mich belehren, und also auch ergötzen; aber keine christliche Götterhistorie muß hineinkommen. Unsere allerheiligste Religion ist ein Gegenstand, den man immer vorzeigen soll, wie er ist; man

soll nichts mit ihm unternehmen, wovon der Ausgang zweifelhaft ist, und ein weiser Mann nicht einmal etwas, von dem er gute Folgen erwartet, denn er könnte sich irren. Dieser Theil erbaut nicht, belehrt nicht, und kann auch nicht ergötzen, wohlverstanden, in so fern nicht ergötzen, als es Historie aus unserer Religion ist, als Erdichtung freilich allein betrachtet.

So wie wir eine Messiasde und ein verlorne^s Paradies haben, wo alles Göttliche menschlich zugeht, so könnte ein Bauer eine Genriade schreiben, wo Alles wie in seinem Dorfe, nur idealisirt, voringe.

Einen Roman zu schreiben ist deswegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinigen vorträgt.

Ein Thema zu einem poetischen Briefe ist in folgenden Worten der Argenis *) S. 293 enthalten: Reges sumus supplicibus; rursusque rex nobis, in cujus est manu quod petimus.

Wie Land erzählt so viel Gutes vom Agathon und scheint

*) So heißt bekanntlich der berühmte politische Roman von Johann Barcklay, der zu Ende des sechszehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte.

alle seine feinen Beobachtungen des Menschen zu erschöpfen, uns diesen Menschen sonderbar und groß vorzustellen; er spricht aber selbst so wenig, daß uns alles dieses nur Testimonia zu sein scheinen, und als solche wirken. Ich kann es unmöglich glauben, daß ein so schwärmerischer delphischer Jesuitenschüler Athen nur eine Stunde beherrschen kann; ja es wird mir bange, wenn ich höre, daß er sich dazu entschließt. Leute, wie Agathon in Delphi, entschließen sich selten oder niemals Beherrscher zu werden, und taugen auch nicht dazu. Ich bin durch das ganze Stück dem Agathon nicht recht gut gewesen; ich möchte fast sagen, ich mißgönne es dem delphischen Jesuitenschüler, daß sich ein so großer Mann wie Wieland für ihn interessirt, und jede seiner Alltagsempfindungen durch so feine Theorien zu abeln sucht.

Das Gute ist deswegen so schwer in allen Wissenschaften und Künsten zu erreichen, weil ein gewisser festgesetzter Punkt erreicht werden soll. Etwas nach einer vorgesezten Regel schlecht zu machen, wäre eben so schwer, wenn es anders alsdann noch den Namen des Schlechten verdiente.

Man glaube nicht, daß eine Bemerkung für ein Schauspiel zu fein oder zu tief sei. Was der Kenner in der Natur zu finden im Stande ist, entdeckt er auch hier wieder. Vielleicht wäre es nicht gut, einen gar zu subtilen Satz zum Hauptgegenstand des Stückes zu machen; aber den Hauptsatz zu stützen, ist alles Wahre gut; und ist es sehr tief, so dient es dem Stück noch zu

einer Stütze und, wenn ich so reden darf, zu einem Nothpfennig, wenn die witzigen Einfälle und die Situationen längst nicht mehr haften wollen.

Es ist ein Fehler, den der bloß witzige Schriftsteller mit dem ganz schlechten gemein hat, daß er gemeinlich seinen Gegenstand eigentlich nicht erleuchtet, sondern ihn nur dazu braucht, sich selbst zu zeigen. Man lernt den Schriftsteller kennen und sonst nichts. So schwer es auch zuweilen eingehen sollte, eine witzige Periode wegzulassen, so muß es doch geschehen, wenn sie nicht nothwendig aus der Sache fließt. Diese Kreuzigung gewöhnt allmählig den Witz an die Zügel, die ihm die Vernunft anlegen muß, wenn sie beide mit Ehren auskommen sollen.

Schlechte Schriftsteller sind hauptsächlich diejenigen, die ihre einfältigen Gedanken mit Worten der guten zu sagen trachten; könnten sie, was sie denken, mit angemessenen Worten sagen, so würden sie allezeit zum Besten des Ganzen etwas beitragen und für den Beobachter merkwürdig sein.

Die Entschuldigungen, die man bei sich selbst macht, wenn man etwas unternehmen will, sind ein vortrefflicher Stoff zu Monologen; denn sie werden selten anders gemacht, als wenn man allein ist, und sehr oft laut.

Der Reim ist etwas, das mehr den nördlichen Ländern

eigen ist, so wie das Sylbenmaaß mehr in den süblichern ver-
 ehret wurde. Bei diesen ist Alles Musik, da bei jenen nur zu-
 weilen, aber desto stärker die Kunst und die Harmonie sichtbar
 wird. Ich zweifle nicht, daß die Griechen und Römer nicht bis-
 weilen auf Reime verfallen sein sollten, es war aber dieses künst-
 liche ihnen allzufühlbar und daher verhaßt, so wie uns die Reime
 schmetterte und Pletterte; dahingegen ihr zarteres Ohr
 schon eher Flüße zählen konnte, als das unsrige, das sich daher
 ein fühlbares Sylbenmaaß, den Reim, erfand. Die alten deut-
 schen Verse haben oft nur Reime und fast gar kein Metrum.

Es ist eine richtige Beobachtung, wenn man sagt, daß
 Leute, die zu viel nachahmen, ihre eigene Erfindungskraft schwä-
 chen. Dieses ist die Ursache des Verfalls der italienischen Bau-
 kunst. Wer nachahmt und die Gründe der Nachahmung nicht
 einsieht, fehlt gemeiniglich, sobald ihn die Hand verläßt, die
 ihn führte.

In Werken des Geschmacks ist es sehr schwer, weiter zu
 kommen, wenn man schon einigermaßen weit ist, weil hierin
 ein gewisser Grad von Vollkommenheit leicht unser Vergnügen
 werden kann, so daß wir nur diesen Grad, der unsern ganzen
 Geschmack ausfüllt, zum Endzweck unserer Bemühungen machen.
 In andern Stücken, die nicht bloß auf das Vergnügen gehen,
 verhält es sich ganz anders. Daher haben wir es in den letztern
 den Alten weit zuvorgethan; in den erstern aber sind wir noch

tief unter ihnen, ohnerachtet wir sogar Muster von ihnen vor uns haben. Dieses kommt daher, weil das Gefühl des neuern Künstlers nicht scharf genug ist; es geht nur bis auf die körperlichen Schönheiten seines Musters, nicht auf die moralischen, wenn ich so sagen darf. Man kann das Gesicht eines redlichen Menschen sehen, man kann es aber auch gewissermaßen fühlen. Das Letztere ist das Erstere, verbunden mit einer Rücksicht auf das Moralischgute, womit wir in ihm oft die Miene begleitet sahen. Was ich hier sagen will, wird wohl jeder verstehen, für den ich eigentlich schreibe. So lange der Künstler nur bloß nach den Augen zeichnet, wird er nie einen Laokoon herausbringen, der etwas mehr als Zeichnung hat, der mit Gefühl verfertigt ist. Dieses Gefühl ist dem Künstler unumgänglich nöthig; aber wo soll er es lernen und wie? Unsere Ästhetiken sind bei weitem noch nicht praktisch genug.

Rousseau nennt mit Recht den Accent die Seele der Rede (Emile T. I. p. 96). Leute werden von uns oft für dumm angesehen, und wenn wir es untersuchen, so ist es bloß der einfache Ton in ihren Reden, der ihnen dieses Ansehen von Dummheit gibt. Weil nun der Accent bei den Schriften wegfällt, so muß der Leser darauf geführt werden, dadurch, daß man deutlicher durch die Wendung anzeigt, wo der Ton hingehört, und dieses ist es, was die Rede im gemeinen Leben vom Brief unterscheidet, und was auch eine bloß gedruckte Rede von derjenigen unterscheiden sollte, die man wirklich hält.

Die Versart den Gedanken anzumessen, ist eine sehr schwere Kunst, und eine Vernachlässigung derselben ist ein wichtiger Theil des Lächerlichen. Sie verhalten sich beide zusammen wie im gemeinen Leben Lebensart und Amt.

In den Werken unserer Kunst werden beständig Dinge verschwendet; Alles muß bei uns stärker gemacht werden, als es der Gebrauch erfordert, weil wir nicht alle Umstände übersehen können. Bei unsern Kleidern, Schränken, Stühlen, Häusern müssen wir allezeit in die wahre Gleichung der Dinge noch eine unbestimmte Größe hinzusetzen, die wir nach Gefallen verändern können. Wenn ab hinreichend wäre, etwas zu erreichen, ohne daß man das Geringste davon nehmen könnte, so müssen wir dafür $ab + x$ nehmen, da die Natur allemal $ab + d$ setzt, und auf einmal Alles bestimmt. Durch die Veränderung dieses d macht die Natur Varietäten, und befördert die gänzliche Veränderung, wenn es negativ wird.

Den Männern haben wir so viel seltsame Erfindungen in der Dichtkunst zu danken, die alle ihren Grund in dem Erzeugungstrieb haben, z. B. die Ideale von Mädchen. Es ist Schade, daß die feurigen Mädchen nicht von den schönen Jünglingen schreiben dürfen, wie sie wohl könnten, wenn es erlaubt wäre. So ist die männliche Schönheit noch nicht von denjenigen Händen gezeichnet, die sie allein recht mit Feuer zeichnen könnten. Es ist wahrscheinlich, daß das Geistige, was ein paar bezauberte

Augen in einem Körper erblicken, der sie bezaubert hat, sich ganz auf eine andere Art dem Mädchen im männlichen Körper zeigt, als es sich dem Jünglinge im weiblichen entdeckt.

Gerade das Gegentheil thun, ist auch eine Nachahmung, und die Definition der Nachahmung müßte von Rechtswegen Beides unter sich begreifen. Dieses sollten unsere großen nachahmenden Originalköpfe in Deutschland beherzigen.

„Unsere Prose, sagt man, ginge so stolz, und unsere Poesie so demüthig einher“ — ist denn das etwas so gar Abscheuliches? Die Prose ist lange genug zu Fuße gegangen (*pedestris oratio*), und mich dünkt es wäre nun einmal Zeit für die Poesie, abzustiegen, um die Prose reiten zu lassen.

Was für ein Werk ließe sich nicht über Shakespear, Hogarth und Garrik schreiben! Es ist etwas Ähnliches in ihrem Genie: anschauende Kenntniß des Menschen in allen Ständen, Andern durch Worte, den Grabsichel und Geberden verständlich gemacht.

Beim Robinson Crusoe ist die Deutung der biblischen Stellen bei jeder Gelegenheit auf sich sehr schön und natürlich. Es ist dieses allezeit das Zeichen eines guten und bedrängten Herzens und für den Kenner sehr rührend.

Der Theatermensch, der Romanenmensch, das sind lauter conventionelle Geschöpfe, die ihren Werth haben, sicut nummi: und sich ohne Rücksicht auf den natürlichen Menschen idealisiren lassen. Allein der Zuschauer ist selten so verdorben, daß er nicht den natürlichen Menschen mit Vergnügen erkennen sollte, sobald er auf die Bühne tritt.

Die erste Regel bei Romanen sowohl als Schauspielen ist, daß man die verschiedenen Charaktere gleichsam wie die Steine im Schachspiel betrachtet, und sein Spiel nicht durch Veränderung der Gesetze zu gewinnen sucht, nach welchen sich diese Steine richten müssen; also nicht den Springer wie einen Bauern zieht und vergleicht; 2) muß man diese Charaktere genau bestimmen, und sie nicht außer Aktivität setzen, um seinen Endzweck zu erreichen, sondern nur durch die Wirksamkeit derselben gewinnen wollen. Das nicht thun, heißt Wunder thun wollen, die immer unnatürlich sind.

Wenn man die Geschlechter nicht an den Kleidungen erkennen könnte, ja überhaupt die Verschiedenheit des Geschlechts erathen müßte, so würde eine neue Welt von Liebe entstehen. Dieses verdiente in einem Roman mit Weisheit und Kenntniß der Welt behandelt zu werden.

Es gibt, wie ich oft bemerkt habe, ein untrügliches Zeichen, ob der Mann, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabei

geföhlt hat, oder ob er aus einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens bloß durch Verstand und schlaue Wahl rührender Züge uns Thränen abgelockt hat. Im ersten Fall wird er nie, nachdem die Stelle vorüber ist, seinen Sieg plöglieh aufgeben. So wie bei ihm sich die Leidenschaft kühlt, kühlt sie sich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wissen. Hingegen im letztern Fall nimmt er sich selten die Mühe, sich seines Sieges zu bedienen, sondern wirft den Leser oft, mehr zur Bewunderung seiner Kunst, als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihn selbst nichts kostet, als Wiß, den Leser aber fast um Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Mich dünkt, von der letztern Art ist Sterne. Die Ausdrücke, womit er Beifall vor einem andern Richterstuhl erhalten will, vertragen sich sehr oft nicht mit dem Sieg, den er so eben vor dem einen erhalten hatte.

Sterne und Fielding.

Sterne steht nicht auf einer sehr hohen Staffel, nicht auf dem edelsten Wege. Fielding steht nicht ganz so hoch, auf einem weit edlern Wege. Es ist der Weg, den derjenige betreten wird, der einmal der größte Schriftsteller der Welt wird, und sein Fündling ist gewiß eines der besten Werke, die je geschrieben worden sind. Hätte er uns ein klein wenig mehr für seine Sophie einzunehmen gewußt, und wäre er da, wo wir nur ihn hören, oft kürzer gewesen, so wäre vielleicht gar kein Werk darüber.

Eine glückliche Situation in einem Stück ausgefunden, macht die übrige Arbeit leicht; die, die eine Sache bloß mit Einfällen verschönern wollen, haben eine Höllenarbeit.

Die Dichter sind vielleicht eben nie die weisesten unter den Menschen gewesen; allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie uns das Beste ihres Umgangs und ihrer Gesellschaft liefern. Da Horaz uns so viel Vortreffliches hinterlassen hat, so denke ich immer, wie viel Vortreffliches mag nicht in den Gesellschaften gesprochen worden sein; denn schwerlich haben die Wahrheiten den Dichtern mehr als das Kleid zu danken. Das schöne *Rectius vives, Licini*, etc. ist das *Medio tutissimus ibis* der Gesellschaft.

Man muß sich ja vorsehen, wenn man von einem gesegneten, rechtschaffenen Manne etwas Empfindsames erzählt, daß es nicht mit vielen Worten geschieht; man muß es so in der Erzählung unterdrücken, wie es der Mann in Gegenwart Anderer thun würde. Es ist nun einmal in der Welt so, daß die äußere Bezeugung eines innern Gefühls durch Geberden und Mienen, die uns nichts kosten und daher auch oft nachgemacht werden, selten für anständig und immer für unmännlich gehalten werden. Nun verfallen aber unsere dramatischen Dichter und Romanenschrreiber gerade in das Gegentheil. Nichts als Empfindungsbezeugungen erzählen sie uns. Deswegen hassen wir die Gesellschaft ihrer Helden, wie die von Schulknaben.

Ich glaube, der schlechteste Gedanke kann so gesagt werden, daß er die Wirkung des besten thut, sollte auch das letzte Mittel dieses sein, ihn einem schlechten Kerl in einem Roman oder einer Komödie in den Mund zu legen.

Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift die Mühe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen sein will, muß es sich nicht verdrießen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen in irgend einen Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu Tausenden wegzuworfen.

Es gibt eine Art von Ironie, die wohl einmal eines Versuchs werth wäre. Man müßte nämlich die Zweifel, die man gegen eine Sache hat, mit einem gewissen starken Anschein von Güte des Herzens und von der Richtigkeit der Meinung, die man bestrittet, vortragen. Ich will mich durch ein Beispiel deutlicher erklären. Es könnte einer über die Genugthuung an Hrn L. . . oder sonst jemand so schreiben: Ich habe unmaßgeblich gedacht, da der liebe Gott nichts an den Pflanzen und Thieren zu ändern gefunden, sondern sie so gelassen hat, wie sie anfänglich waren, so wäre es, meiner einfältigen Einsicht nach, doch ganz sonderbar, daß er an dem Menschen, den er doch nach seinem Bilde gemacht hat, schon nach Verlauf von ein paar tausend Jahren eine Reparation nöthig gefunden haben sollte, und noch dazu von der Art, daß er etwas thun mußte, was

die Nachwelt kaum glauben kann, nämlich seinen Sohn vom Himmel herabschicken. Wollen Ew. Wohlgeboren gütigst bemerken, daß die große Abweichung des Menschen von seinem erstern vollkommenern Zustande eine Folge der in ihn gelegten Freiheit war, daß ihn aber sein Hang zur Veränderlichkeit endlich von selbst wieder zurückgebracht haben würde? u. s. w.

Was hilft das Lesen der Alten, sobald ein Mensch einmal den Stand der Unschuld verloren hat, und wo er hinsieht, überall sein System wieder findet? Daher urtheilt der mittelmäßige Kopf, es sei leicht, wie Horaz zu schreiben, weil er es für leicht hält, besser zu schreiben, und weil dieses besser zum Unglück schlechter ist. Je älter man wird (vorausgesetzt, daß man mit dem Alter weiser werde), desto mehr verliert man die Hoffnung, besser zu schreiben, als die Alten. Am Ende sieht man, daß das Eichmaaß alles Schönen und Richtigen die Natur ist, daß wir dieses Maäß alle in uns tragen, aber nur so überrosetet von Vorurtheilen, von Wörtern, wozu die Begriffe fehlen, und von falschen Begriffen, daß sich nichts mehr damit messen läßt.

Vielleicht wird bald eine Zeit kommen, wo wir sehen werden, daß wir in manchen Stücken über den Alten sind, in denen wir uns jetzt unter denselben glauben. In der Bildhauerkunst und Malerei ist dieses nur allzu klar. Winkelmann war ein Enthusiast, ein Mann, der für die Alten eingenommen war, und sich selig pries, als er den classischen Boden betrat; der

seinen Geschmack nach den Mustern bildete, die er richten sollte. Bacon's Venus in der Exhibition in Pall-Mall könnte allemal, glaube ich, neben der mediceischen stehen. Es gehört schon viel dazu, nach so vielem Lärm, sich in dieser Kunst hervorzuthun, ohne den Entschluß, nach Rom zu gehen, sich dem vaticanischen Apoll zu Füßen zu werfen. Alle reisen hin, in der Absicht ihn anzubeten, aber keiner, seine Gottheit zu untersuchen.

Es gibt einem Ausdruck eine große Stärke, wenn ein Wort eine Beziehung auf mehrere folgende hat, die an sich nicht schlechtweg unter eine Classe gehören. So sagt z. B. der Verfasser eines Briefes gegen die (amerikanischen) Colonieen: *Their distance from Britain, and, as they conceived, from chastisement, not a little forwarded this disposition etc.* Dieses dient nur, meinen Gedanken zu erläutern. Solche Verbindungen von Worten kommen im Gespräch selten vor, weil man da nicht Zeit hat sie anzupassen, und sind deswegen für geschriebene Prose vornehmlich schicklich, als ein Unterscheidungszeichen. Denn, ganz abgezogen von Sachen und Inhalt, hat die Prose ihre eigenen mannichfaltigen Verbindungen, die oft nicht leicht sind und Schwierigkeiten haben, wie der Reim und das Sylbenmaß in der Poesie. Man findet sie häufig in guten Schriftstellern. Junius hat sie sehr oft. In dem Gespräch kommen sie zuweisen vor, so wie die halben Alexandriner oder die Reime in ungebundener Rede. Aber von der mündlichen Rede ist die geschriebene Prose, die eigentlich so genannte Prose, ganz ver-

schieden, und in so fern hatte der bourgeois gentilhomme im Moliere recht, wenn er sich wunderte, daß er beständig Prose gesprochen. — Man wird bei allen Menschen von Geist eine Neigung finden, sich kurz auszudrücken, geschwind zu sagen, was gesagt werden soll. Die Sprachen geben daher keine schwachen Kennzeichen von dem Geist einer Nation ab. Wie schwer ist es nicht einem Deutschen, den Tacitus zu übersehen! Die Engländer sind schon conciser, als wir; ich meine ihre guten Schriftsteller. Sie haben einen großen Vorzug darin vor uns, daß sie besondere Wörter für die Species haben, wo wir oft das genus mit einer Diminution gebrauchen, welches Weitläufigkeit macht. Es könnte nicht schaden, wenn man in jeder Periode die Worte zählte, und sie jedesmal mit den wenigsten auszudrücken suchte.

Um witzig zu schreiben, muß man sich mit den eigentlichen Kunstausdrücken aller Stände gut bekannt machen. Ein Hauptwerk in jedem, nur flüchtig gelesen, ist hinlänglich; denn was ernsthaft leicht ist, kann witzig tief sein.

Ein Unterschied zwischen unsern Dichtern und denjenigen alten, die ich kenne, und einigen Engländern, der einem gleich in die Augen fällt, ist der, daß diese selbst in ihren Oden Dinge gesagt haben, die nachher die Philosophen brauchen können; dagegen selbst diejenigen unter uns, die großes Aufsehen unter der Jugend und einigen bejahrten Vornehmen gemacht haben,

nichts zu Stande bringen, das weiter zu gebrauchen wäre. Die Sprache der alten Dichter ist die Sprache der Natur, schon in eine menschliche übersezt; unsere neuern sprechen die Sprache der Dichter unabhängig von Empfindung, das heißt, eine ver-rückte; was sie sagen, hat scheinbaren Zusammenhang, und ist oft zufälliger Weise richtig. Die Ursache ist, sie bilden sich nicht durch Beobachtung, sondern durch Lesen, und man kann ja nicht verstehen, wovon man keinen Begriff hat. Sie glauben, die gerühmten Alten wären das, wofür sie sie ansehen, und ahmen sie als solche nach. Horaz hat gewiß nicht für Leute geschrieben, die von einer Stadtschule auf Universitäten gehen; nicht einmal für die Lehrer solcher Leute; er konnte nicht für sie schreiben, nachdem er an dem ersten Hofe der Welt gelebt hatte. Jedermann schreibt am leichtesten für die Classe von Menschen, unter die er gehört, wobei ich nicht die meine, unter die er in der Welt laut gerechnet wird. Wenn wir das hätten, was Horaz als Primaner geschrieben hat, das möchte vielleicht einem Primaner ganz verständlich sein, wenigstens einem römischen. Ich sage nicht, daß ein Dichter lauter Schönheiten haben soll, die nur dem Weltkenner verständlich sind. Nein, sie sollen auch hierin der Natur folgen, die für das bewaffnete und unbewaffnete Auge, ja selbst für den Blinden ihre Schönheiten hat.

Viele, die dieses lesen, werden sich oft heimlich gesagt haben, daß ihnen die Alten nicht so schmecken, als manche Neuere. Ich muß bekennen, es ist mir selbst so gegangen; ich habe manche bewundert, ehe sie mir gefallen haben; hingegen haben mir auch

manche gefallen, ehe ich sie verstanden habe. Und ich bin überzeugt, es geht manchen Personen so, die Commentarien über diese Werke schreiben. Ich habe den Horaz lange vorher bewundert, ehe er mir gefallen hat; ich mußte es thun, so wie man in Wien niederfallen muß, wenn das kommt, was man dort das Venerabile nennt. Und Milton und Virgil haben mir eher gefallen, ehe ich sie verstanden habe. Nachdem ich bekannter mit der Welt geworden bin, nachdem ich angefangen habe, selbst Bemerkungen über den Menschen zu machen — nicht niederzuschreiben, sondern nur aufmerksam zu sein — und mich dann, wenn ich diese Schriftsteller las, meiner Bemerkungen wieder zu erinnern, da fand ich, daß das, was ich in jenen Dichtern als unbrauchbares Gestein weggeworfen hatte, gerade das Erz war. Ich versuchte es nun mit andern Stellen, mit denen meine Bemerkungen noch nicht zusammengetroffen waren; sie machten mich im gemeinen Leben aufmerksam, und seit der Zeit (ich bekenne gern, daß es noch nicht lange ist) wächst meine Bewunderung jener Männer täglich, und ich schätze mich glücklich, daß ich von Grund meines Herzens überzeugt bin, daß sie die Unsterblichkeit verdienen, die sie erhalten haben.

Wer sich in dieser Art die Alten zu lesen etwas geübt hat, der gehe nun einmal zu den Neuern über. Er wird nicht allein keine Beschäftigung finden, sondern wird oft einen geheimen Unwillen verspüren, wenn er sieht, was für einen Ruhm diese Leute erhalten haben, und daß es einem für Unverstand ausgelegt werden würde, wenn man es öffentlich bekennen wollte.

Allein ich denke, laßt sie gehen; sie gehen gewiß nicht durch das feine Sieb, womit die Zeit unsere Werke der Ewigkeit zusichten wird. Kein Buch kann auf die Nachwelt gehen, das nicht die Untersuchung des vernünftigen und erfahrenen Weltkenners aushält. Selbst die Farce, die Schnurre muß Ergözung für diesen Mann enthalten, und sie kann es, wenn sie zur Ewigkeit gehen soll. Geschieht es zuweilen, daß solche Dinge ohne innern Werth doch fort dauern, so ist es mehr den messingenen Krampen zuzuschreiben. Der Beifall der Primaner und der Zeitungsschreiber ist, so wie ihr Tadel, in Absicht des Ruhms eines Werks, was ein Tropfen im Weltmeer ist. Ihren gerechten Tadel wird der Fels der Vergessenheit, der schon hängt, um sich über alles Elende zu wälzen, mit dem Werke zugleich bedecken; und mit ihrem ungerechten können sie so wenig einem Werk den Weg zur Unsterblichkeit versperren, als die ein tretende Fluth mit einem Kartenblatt zurückfächeln. Dem Verfasser können sie allerdings schaden; den Leib können sie tödten, aber die Seele nicht. In den tausend und einer Nacht ist mehr gesunde Vernunft, als viele von den Leuten glauben, die Arabisch lernen, sonst hätten wir vermuthlich schon Übersetzungen von den übrigen Bänden *).

*) Bekanntlich ist seitdem wirklich eine Fortsetzung dieser unterhaltenden Erzählungen sowohl französisch als deutsch erschienen. Das arabische Original brachte ein eingeborner Araber, Don Chavis (Chavis) in die ehemals königliche Bibliothek nach

Ich glaube, daß sich Leberreime schreiben lassen, die, ohne den Regeln dieser erhabenen Dichtungsart im geringsten zu nahe zu treten, dem Weisen selbst so viel Vergnügen machen könnten, als eine Stelle aus dem Homer. Das Prädicat: Poffen kommt keinem Werk des menschlichen Wizes vorzugsweise zu, allein ein armer Tropf schreibt Poffen in allen Classen der Wissenschaften.

Ein guter Ausdruck ist so viel werth, als ein guter Gedanke, weil es fast unmöglich ist, sich gut auszudrücken, ohne das Ausgedrückte von einer guten Seite zu zeigen.

Unsere neuen Kritiker preisen uns im Stil die edle und ungekünstelte Einfalt an, ohne uns durch ihr Beispiel auf diese edle Einfalt zu führen. Alles, was sie zu sagen wissen, ist, daß sie uns auf die Alten verweisen — in der That eine Art zu verfahren, die nichts anders als gefährlich sein kann. Nicht jeder, der edeleinfältig schreiben soll, kann die Alten lesen — das wäre fürwahr zu viel verlangt; von dem aber, der eine solche Forderung thut, kann man mit Recht mehr verlangen. Er muß sich erklären. Der meiste Theil der Menschen, deren Stil als nicht

Paris und übersezte es wörtlich ins Französische. Diese Übersetzung bildete Cazotte um, und gab sie zu Genf in vier Bänden (unter dem Titel: Suite des mille et une Nuits etc. 1788. 1789) heraus; und nach dieser wurde die deutsche Übersetzung in der Blauen Bibliothek gemacht, von der sie den fünften bis achten Band einnimmt.

simpel genug getadelt worden ist, hat, wenn er schrieb, immer eine gewisse Spannung bei sich verspürt, eine gewisse Aufmerksamkeit, nichts zudringen zu lassen, was schlecht wäre; nun wollen sie ganz edel und schlechtweg schreiben, lassen von dieser Spannung nach, und nun bringt alles Gemeine zu. Simpel und edelsimpel zu schreiben, erfordert vielleicht die größte Spannung der Kräfte, weil, bei einem allgemeinen Bestreben unserer Seelenkräfte, gefallen zu wollen, sich nichts so leicht einschleicht, als das Gesuchte. Es wird außerdem eine ganz eigene Art dazu erfordert, die Dinge in der Welt zu betrachten, die eher das Werk eines nicht sehr belesenen schönen Geistes, als eines Studiums des Alterthums ist. Wenigstens glaube ich, soll man die SimPLICITÄT nie aus anderen Schriften zuerst kennen lernen wollen. Wer so viel Latein versteht, daß er den Horaz ohne Anstand lesen kann, und nicht bloß an einigen Sentenzen desselben Vergnügen findet, sondern spürt, daß, trotz einer oft überraschenden Schönheit, dennoch sein Gefühl immer mit dem Horazischen gleich geht, der kann hernach den Horaz zu seinem Unterricht lesen, und wird das, was in ihm Schönes liegt, alsdann noch mehr entwickeln. Wer aber gehört hat, Horaz sei schön, liest ihn, ohne ihn wirklich seiner Empfindung harmonisch zu finden, merkt sich einige Bülge und ahmt ihn nach; der muß entweder ein sehr feiner Betrüger sein, oder es wird allemal unglücklich ausfallen. Ein solcher Schriftsteller wird allemal glauben, er habe ihn übertroffen, so oft er eine Zeile niederschreibt, und dieß zwar deswegen, weil er die Schönheiten des Horaz als absolut

für sich bestehend ansieht, und nicht bedenkt, daß sie in einem gewissen Verhältniß mit der menschlichen Natur stehen, das er nicht kennt, also nicht weiß, wo der Punkt ist, unter welchem keine Schönheit, und über welchem keine Simplicität mehr stattfindet.

Nicht Jedermann ist es gegeben, so zu schreiben, wie es dem Menschen in abstracto zu allen Zeiten und in allen Weltaltern gefallen muß. In einer Verfassung der Welt, wie die jegige, gehört viel Kraft dazu, um immer im Wesentlichen zu wachsen, und sehr viel Ballast, um nicht, wenn Alles schwankt, auch mit zu schwanken. Auf diese Art natürlich zu schreiben, erfordert unstreitig die meiste Kunst, jezo da wir meistens künstliche Menschen sind. Wir müssen, so zu reden, das Costume des natürlichen Menschen erst studiren, wenn wir natürlich schreiben wollen. Philosophie, Beobachtung seiner selbst, und zwar genauere Naturlehre des Herzens und der Seele überhaupt, allein, und in allen ihren Verbindungen, diese muß derjenige studiren, der für alle Zeiten schreiben will. Das ist der feste Punkt, wo sich gewiß die Menschen einmal wieder begegnen, es geschehe auch wenn es wolle. Ist ein solcher Geschmack der herrschende, so ist der Werth des menschlichen Geschlechts, mit den Mathematikern zu reden, ein Größtes, und kein Gott kann es höher bringen. Wer nur für etliche Jahre, nur für eine Messe, oder nur für eine Woche schreibt, kommt mit Wenigerm aus. Er darf nur neuere Schriftsteller lesen, die Gesellschaften seiner Zeit besuchen, so

gibt sich, wofern er nur ein Mensch ist, wie man ihn in die Haushaltung braucht, das übrige von selbst. Der Gedanke, daß es so außerordentlich leicht ist, schlecht zu schreiben, hat mich daher oft beschäftigt. Ich meine nicht, daß es leicht sei, etwas Schlechtes zu schreiben, das man selbst für schlecht hielt, nein! sondern, daß es so leicht ist, etwas Schlechtes zu schreiben, das man für sehr schön hält. Hierin liegt das Demüthigende. Ich zeichne eine gerade Linie, und die ganze Welt sagt: „das ist eine krumme“ — ich zeichne noch eine, diese wird gewiß gerade sein, denke ich; und man sagt gar: „o! diese ist noch krummer.“ Was ist da zu thun? Das Beste ist, keine gerade Linie mehr gezeichnet, und dafür anderer Leute gerade Linien betrachtet, oder selbst nachgedacht.

Es ist ein großer Rednerkunstgriff, die Leute zuweilen bloß zu überreden, wo man sie überzeugen könnte; sie halten sich alsdann oft da für überzeugt, wo man sie bloß überreden kann.

Mir ist nichts abgeschmackter in unsern Schauspielen, als die wohlgefügten Reden, die auf den Knien gehalten werden. Man wird nach und nach auch so sehr daran gewöhnt, daß es nicht viel größern Eindruck macht, Jemanden auf den Knien zu sehen, als wenn er die Arme kreuzt. Wenn mich mein eigenes Gefühl nicht betrügt, so kniet man nicht leicht vor einem Menschen, und nicht eher als bis die Sprache zu fallen anfängt. Wer mit seinem Knien so fertig ist, und seine Betheuerungen so

regelmäßig her sagt, der ist ohne Zweifel ein Betrüger. Ich fordere die Herzen aller derjenigen auf, die irgend einmal in der Welt einen Menschen vor einem Menschen aus Affect haben knieen sehen, oder selbst einmal gekniet haben; und frage, ob es billig ist, mit diesem größten und ehrwürdigsten Zeichen des innersten Affects, das die menschliche Natur hat, jede kleine vorübergehende Wallung des Bluts zu bezeichnen? Ich habe ein einzigesmal einen Mann im Ernst knieen sehen, und als er hinfiel, so war es mir, als entginge mir der Athem.

Eine Stockhausscene soll sich vortreflich auf dem Theater ausnehmen. Es müßten da die Spitzbuben über Freiheit und Ehrlichkeit mit einander disputiren.

Sich erst eine Absicht zu wählen und einen Endzweck festzusetzen, und dann Alles, auch sogar das Geringsste in der Welt dieser Absicht unterwürfig zu machen, ist der Charakter des vernünftigen und großen Mannes und großen Schriftstellers. In einem Werk muß jede tiefstunige Bemerkung, so gut wie jeder Scherz dazu dienen, die Hauptabsicht sicher zu erhalten. Auch wenn der Leser vergnügt werden soll, vergnüge man ihn so, daß die Hauptabsicht dadurch erreicht wird.

Die feinste Satire ist unstreitig die, deren Spott mit so weniger Bosheit und so vieler Überzeugung verbunden ist, daß er selbst diejenigen zum Lächeln nöthigt, die er trifft. So sprach

Lord Chesterfield im Oberhause. Dr. Maty sagt von diesem großen Redner: «He reasoned best, when he appeared not witty; and while he gained the affections of his hearers, he turned the laugh on his opposers, and often forced them to join in it.»

Es ist eine sehr schöne Bemerkung von Priestley, daß der bilderreichste Stil eben so natürlich ist, als der einfachste, der nur die gemeinsten Worte gebraucht; denn wenn die Seele in der gehörigen Lage ist, so kommen jene Bilder ihr eben so natürlich vor, als diese simplen Ausdrücke.

Ein guter Charakter für eine Komödie oder einen Roman ist der, der Alles zu fein versteht, weil er kein gutes Gewissen hat, und Alles deutet und zu seinem Schaden muß.

Ein guter Schriftsteller hat nicht allein Wiß nöthig, die Ähnlichkeiten auszufinden, wodurch er seinem Ausdruck Anmuth verschaffen kann, sondern auch die zu vermeiden, die dem Leser zum gänzlichen Verderben desselben einfallen können. Zu oft ist nicht sowohl das, was der Autor sagt, dem Eindruck, den er machen will, nachtheilig, als das, was dem Leser, dessen Gedanken minder ängstlich fortgehen, dabei einfällt, und woran er selbst nicht gedacht hat.

Bei einem Roman sollte hauptsächlich darauf gesehen werden, die Irrthümer sowohl, als die Betrügereien aller

Stände und aller menschlichen Alter zu zeigen. Hierbei könnte sehr viel Menschenkenntniß angebracht werden.

Nichts erweckt die Neugierde der Jugend mehr, als Fragmente nützlicher Kenntnisse in angenehme Gedichte eingewebt. Thomsons Jahreszeiten sind ein Meisterstück hierin, und haben wohl in manchem Engländer die Liebe zur Natur erweckt.

Wer, wie Boileau, den zweiten Vers zuerst macht, und ihm alle mögliche Geschwindigkeit und Fluß ertheilt, wird gefunden haben, wie schwer es ist, dem ersten solche Hüfe zu geben, daß er nachkommen kann. Doch ist es immer besser, als dem ersten eine Geschwindigkeit zu geben, womit er den zweiten über den Haufen rennt, und beide zusammen stürzen.

Es wäre eine rührende Situation, Jemanden vorzustellen, der des Nachts plötzlich blind würde, und glaubte, die Nacht dauerte fort. Er nimmt sein Feuerzeug und schlägt, und kann keine Funken herausbringen, und dergl. m.

Der wahre Witz weiß ganz von der Sache entfernte Dinge so zu seinem Vortheil zu nutzen, daß der Leser denken muß, der Schriftsteller habe sich nicht nach der Sache, sondern die Sache nach ihm gerichtet.

An Werthern gefällt mir das Lesen seines Homers nicht.

Es ist subtile Prahlerei, daß der Mann etwas Griechisches lesen konnte, während andere Leute etwas Deutsches lesen müssen. Daß deutsche Schriftsteller so oft ihre Helden mit einem Griechen in der Hand spazieren lassen, ist deutsche Prahlerei, Zeitungs- und Journalenleserei. Literarisches Verdienst ist in Deutschland leider der Maasstab von wahren Werth geworden, weil Schulfüchse den Thron des Geschmacks usurpiren. Anstatt einen Helden immer in seinem Homer lesen zu lassen, wollte ich ihn lieber in das Buch setzen lassen, aus dem Homer selbst lernte; das wir ganz ohne Varianten, ohne Dialekte vor uns haben. Es ist von diesen tiefen Kennern des Geschmacks gar nicht schön, daß sie eine Copie studiren, während sie das Original vor sich haben.

Es ist mit den Sinngedichten, wie mit den Erfindungen überhaupt: die besten sind ebenfalls diejenigen, wobei man sich ärgert, den Gedanken nicht selbst gehabt zu haben. Das ist es wohl, was die Leute meinen, wenn sie sagen, der Gedanke müsse natürlich sein.

Was eigentlich den Schriftsteller für den Menschen ausmacht, ist, beständig zu sagen, was der größte Theil der Menschen denkt oder fühlt, ohne es zu wissen. Der mittelmäßige Schriftsteller sagt nur, was Jeder würde gesagt haben. Hierin besteht ein großer Vortheil zumal der dramatischen und Romanendichter.

Es soll Menschen gegeben haben, die, wenn sie einen Gedanken niederschrieben, auch sogleich die beste Form dafür getroffen haben sollen. Ich glaube wenig davon. Es bleibt allemal die Frage, ob der Ausdruck nicht besser geworden wäre, wenn sie den Gedanken mehr gewandt hätten; ob nicht kürzere Wendungen möglich gewesen wären; ob nicht manches Wort hätte wegbleiben können, u. dergl. — Gleich auf den ersten Wurf so zu schreiben, wie z. B. Tacitus, liegt nicht in der menschlichen Natur. Um einen Gedanken recht rein darzustellen, dazu gehört vieles Abwaschen und Absüßen, so wie einen Körper rein darzustellen. Um sich hiervon zu überzeugen, vergleiche man nur die ersten Ausgaben der Reflexions von Rochefoucault mit den spätern. Man sehe die Ausgabe des Abbe Brotier (Paris 1789), so wird man finden, was ich gesagt habe. Wenigstens wird es kaum möglich sein, gleich das erstemal so zu schreiben, daß man eine Schrift öfters wieder liest, und immer mit neuem Vergnügen. Brotier drückt sich in eben dieser Ausgabe vortrefflich hierzu über aus. Er sagt: Corneille, Bossuet, Bourdaloue, la Fontaine et la Rochefoucault ont pensé et nous pensons avec eux, et nous ne cessons de penser, et tous les jours ils nous fournissent des pensées nouvelles; que nous lisons Racine, Flechier, Neuville, Voltaire, ils ont beaucoup pensé, mais ils nous laissent peu à penser après eux. Tels sont dans les arts Raphael et Michel Ange, qui ont animé et animent encore tous les artistes, tandisque Guido et le Berain plaisent, sans qu'il sorte de leurs ouvrages presque aucune étin-

celle de ce feu, qui porte la lumière et la chaleur.» — Auch verliert sich bei öfterm Hin- und Herwenden des Gedankens der Kiesel zu glänzen, und man streicht weg, was bloß des Glanzes wegen dasteht.

Die Vorschriften, wie man Verse machen soll, mögen wohl an sich gut sein und Kenntnisse verrathen, aber mir kommen sie immer vor, wie das sonst vortreffliche Sir Digby Receipt Krebsse zu machen: man nehme einige alte Krebsse, stoße sie klein und giesse Wasser darüber.

Die deutschen Gesellschaften setzen Preise auf das beste Trauerspiel; unser Vaterland scheint nicht das Land der Trauerspiele zu sein. Warum setzen sie nicht einmal einen Preis auf ein philosophisches Gedicht, wie das des Lucrez, oder auch nur eines über die Electricität in dem Geschmack? Ich glaube, daß diese Lehre der größten und erhabensten Darstellung fähig wäre; da könnte man wagen, was man in einem philosophischen Tractat nicht wagen dürfte.

Das, was man wahr empfindet, auch wahr auszudrücken, das heißt, mit jenen kleinen Beglaubigungszügen der Selbstempfindung, macht eigentlich den großen Schriftsteller; die gemeinen bedienen sich immer der Redensarten, das immer Kleider vom Trödelmarkt sind.

Ein großer Griff in der Versification ist es, verwickelte Constructionen, dergleichen man in Prosa macht, auch im Vers anzubringen, und doch sich herauszuwickeln, ohne weder dem Sinn, noch dem Reim Gewalt anzuthun. Ich verstehe mich hier selbst sehr wohl, finde aber, daß ich mich nicht für Andere deutlich ausdrücke. Thümmel in seinen Reisen nach dem südlichen Frankreich hat sich in dem, was ich meine, hauptsächlich als einen großen Meister bewiesen.

Wir haben eigentlich nur Ableger von Romanen und Komödien; aus dem Samen werden wenige gezogen.

D. besitzt großes Dichtertalent; aber es ist bei ihm in eine fremde Materie gefaßt, so wie bei den Bleistiften das Reisblei in Holz; wenn er sich zu spizen vergißt, so glaubt er zuweisen, er schriebe, wenn er bloß mit dem Holze kriecht.

Wenn ein wigiger Gedanke frappiren soll, so muß die Ähnlichkeit nicht bloß einleuchtend sein, das ist noch das Geringsste, ob es gleich unumgänglich nöthig ist; sondern sie muß auch von Andern noch nicht gefunden worden sein, und doch muß Alles, was dazu gehört, jedem so nahe liegen, daß es ihn Wunder nimmt, daß er sie noch nicht ausgefunden hat. Das ist die Hauptsache. Hat man die Bemerkung schon dunkel gemacht, so wohl die eigentliche, als die, womit die Vergleichung angesetzt wird, aber noch nie deutlich gedacht, so steigt das Ver-

gnügen aufs höchste. Die Menschen sehen täglich eine Menge von Dingen, die sie zur Regel erheben könnten, es geschieht aber nicht; sie bringen sie nicht zu Buch, und das ist die rechte Fundgrube des Wises.

In jedem Menschen liegen eine Menge von richtigen Bemerkungen; allein die Kunst ist, sie gehörig sagen zu lernen — das ist sehr schwer, wenigstens viel schwerer, als Mancher glaubt; und gewiß kommen alle schlechte Schriftsteller darin mit einander überein, daß sie von allem dem, was in ihnen liegt, nur das sagen, was Jedermann sagte, und was daher, um gesagt zu werden, nicht einmal in einem zu liegen braucht.

Um gut versificiren zu können, scheint es unumgänglich nöthig, daß man das Metrum und den Numerus in demselben leise hört, ohne noch die Worte zu vernehmen, die es füllen sollen. Die Form des Gedankens muß dem Dichter schon vorschweben, ehe der Gedanke selbst erscheint.

Eine gute Bemerkung über das sehr Bekannte ist es eigentlich, was den wahren Wis ausmacht. Eine Bemerkung über das weniger Bekannte, wenn sie auch sehr gut ist, frapirt bei weitem nicht so, theils weil die Sache selbst nicht Jedermann geläufig ist, und theils weil es leichter ist, über eine Sache etwas Gutes zu sagen, worüber noch nicht viel gesagt ist. Man bezeichnet auch daher diese Art von Einfällen

im gemeinen Leben durch die Ausdrücke: gesucht und weit hergeholt.

Nich wundert, daß noch niemand eine Bibliogenie geschrieben hat, ein Lehrgebicht, worin die Entstehung nicht sowohl der Bücher, als des Buchs beschrieben würde — vom Leinsamen an, bis es endlich auf dem Repositorio ruht. Es könnte gewiß dabei viel Unterhaltendes und zugleich Lehrreiches gesagt werden. Von Entstehung der Lumpen; Verfertigung des Papiers; Entstehung des Maculatur; mitunter die Druckerei; wie ein Buchstabe heute hier, morgen dort dient. Alsdann wie die Bücher geschrieben werden. Hier könnte viel Satyre angebracht werden. Der Buchbinder; hauptsächlich die BÜchertitel und zuletzt die Pfefferduten. Jede Verrichtung könnte einen Gesang ausmachen, und bei jedem könnte der Geist eines Mannes angerufen werden.

Ich glaube, die Zeit des deutschen Hexameters kommt erst durch Gewohnheit. Wenn man erst recht viel Gutes in deutschen Hexametern zu lesen haben wird, so wird er sich durch Association empfehlen. Diese Zeit ist noch nicht da. Besser wäre es unstreitig, durch liebliches Sylbenmaaß selbst dem mittelmäßigsten Gedanken Anmuth zu verschaffen, als einem widrigen Sylbenmaaß durch Größe der Gedanken aufhelfen zu wollen. Es ist etwas Verkehrtes in der Absicht. Warum haben Engländer und Franzosen keine berühmten Hexameter? Unbe-

rühmte mögen sie wohl genug haben; ich habe selbst dergleichen gesehen; sie schienen mir abscheulich, und ich habe Ursache zu glauben, daß es unzähligen Andern nicht besser damit gehen würde. Warum halten diese Nationen nichts darauf? Ich fürchte, der Grund davon liegt sehr tief. Bewahre Gott, daß so etwas eine Regel für Deutsche werden sollte, aber ein Wink ist es allemal. Mit Raisonnement muß man nicht kommen; Gefühl geht hier darüber, und nur dieses hat ein Recht, zu entscheiden. Warum will man etwas einführen, das dem Gefühl erst durch Association von Begriffen erträglich wird? Bei den Engländern bekümmert man sich nicht um Raisonnement, wo es auf Gefühl ankommt. Ein wohlklingender Hexameter ist ja deswegen noch nicht ein wohlklingender Vers überhaupt. Was den Griechen und Römern gefallen hat, muß uns deswegen nicht auch gefallen. Indessen verdienen diejenigen unter unsern Dichtern, die etwas Schönes in schönen Hexametern gesagt haben, Dank, indem sie dadurch vermuthlich der Ergözung unserer Nachkommen ein größeres Feld verschafft haben.

Ich glaube, daß ein Gedicht auf den leeren Raum einer großen Erhabenheit fähig wäre. Ich glaube wenigstens so, nach Allem, was ich bisher gelesen habe; vielleicht trägt aber auch meine eigene Disposition etwas dazu bei.

Es ist etwas, was, dünkt mich, unsere besten Romanendichter von den großen Männern der Ausländer in diesem Fach un-

terscheidet (auch der größte Theil unserer dramatischen Schriftsteller gehört mit dahin), daß man, um ihren Werth und die Schwierigkeit, so zu schreiben, ganz zu fühlen, Lectüre haben muß. Sie sollten aber ihre Charaktere so entwerfen, daß man glaubte, man fände sich unter Lebendigen, und ginge mit ihnen um, und lebte mit ihnen. Es scheint, als wenn der Fleiß auch sogar den Dichter bei den Deutschen machte und machen müßte. Es ist, glaube ich, eine gute Erinnerung für unsere Landsleute, wenn sie auf Eminenz Anspruch machen wollen, sich Fächer zu wählen, wo bloß Fleiß und Urtheilskraft den Werth des Werks ausmachen, und lieber da wegzubleiben, wo ein Senfkorn von Genie die vierzigjährige Arbeit des studirten Nachahmers verdunkeln kann. Das Fliegen muß man den Vögeln überlassen.

Die Verse, die in Deutschland bei gewissen Gelegenheiten gemacht werden, theilen sich in zwei Classen, das Carmen und das Gedicht. Das Carmen besteht aus größtentheils bedruckten Seiten in Folio, wovon eine dem Titel, die andern dem Inhalt gewidmet sind. Der Inhalt besteht aus gereimten Zeilen, und der Titel ist die Hauptsache. Wenn die Zeilen gereimt sind, so ist das Übrige von geringer Bedeutung. Man hat bei Verfertigung eines Carmens nur die Regel zu beobachten, die Wolf den Kalendermachern beim Wetter gibt: man muß im Winter keine Donnerwetter, und im Sommer keinen Schnee prophezeihen. — Bei dem Gedicht ist der Titel nicht

die Hauptsache; es ist daher sehr oft in Quarto oder in Octavo gedruckt, und der Reim ist keine *conditio sine qua non*. Manche Arten sind gar nicht leicht zu machen, und das ist die Ursache, daß sie jetzt ziemlich selten sind. Man macht daher jetzt sehr häufig Carmina in Quarto und in Octavo.

Wer nicht so schreiben kann, daß die Philosophen Regeln davon abstrahiren müssen, der lasse es. Ist wohl je ein Dichter durch Regeln geworden? Was helfen der Messel die Regeln für die Ceder? Die Philosophen, die Ästhetiker, kann man als Physiologen ansehen. So wenig die höchste Kenntniß dessen, was zu einem vollkommenen Menschen gehört, den Besizer dieser Kenntnisse in den Stand setzt, einen vollkommenen Menschen zu machen, so wenig werden auch die Regeln einen Dichter machen. Für Philosophie und Kenntniß der menschlichen Natur sind diese Untersuchungen in hohem Grade wichtig, wer wird das leugnen?

Es ist fast nicht möglich, etwas Gutes zu schreiben, ohne daß man sich dabei Jemanden, oder auch eine gewisse Auswahl von Menschen denkt, die man anredet. Es erleichtert wenigstens den Vortrag sehr in tausend Fällen gegen Einen.

Die Künste üben die Empfindung und Phantase, und verfeinern sie. Diese Fähigkeiten aber und ihre Vervollkommnung sind zur Erreichung des Zwecks menschlicher Natur unentbehrlich,

wir mögen nun diese in die Glückseligkeit, oder in die Ausübung der Tugend setzen.

Die beiden ersten Menschen hat man betrachtet; ich wünschte, die Dichter möchten es einmal mit den letzten beiden versuchen.

Nachtrag

zu den ästhetischen Bemerkungen.

Die Genies brechen die Bahnen, und die schönen Geister ebnen und verschönern sie.

Die Komödie bessert nicht unmittelbar, vielleicht auch die Satyre nicht, ich meine, man legt die Laster nicht ab, die sie lächerlich machen. Aber sie vergrößern unsern Gesichtskreis und vermehren die Anzahl der festen Punkte, aus denen wir uns in allen Vorfällen des Lebens geschwinde orientiren können.

Es ist mit dem Wis, wie mit der Musik. Je mehr man hört, desto feinere Verhältnisse verlangt man.

Eine Hauptregel für Schriftsteller, zumal solche, die ihre eigenen Empfindungen beschreiben wollen, ist: Ja nicht zu glau-

ben, daß, weil sie solches thun, dieses bei ihnen eine besondere Anlage der Natur anzeige. Andere können solches vielleicht eben so gut als Du, sie machen nur kein Geschäft daraus, weil es ihnen einfältig vorkommt, solche Dinge bekannt zu machen.

Ich lese die: Tausend und eine Nacht, und den Robinson Crusoe, den Gilblas, den Fündling, tausendmal lieber, als die Messiasde, und wollte zwei Messiasden für einen kleinen Theil des Robinson Crusoe hingeben. Unsere meisten Dichter haben, ich will nicht sagen nicht Genie genug, sondern nicht Verstand genug, einen Robinson Crusoe zu schreiben.

Das umgekehrte parturiunt montes gefällt den Menschen sehr, und der Schriftsteller muß es zu beobachten suchen.

Wie kommt es, daß unsere Dichter von unseren vernünftigen Leuten von Stande nicht mit Vergnügen gelesen werden? Der Fehler kann unmöglich in unserm Publikum liegen, er liegt sicherlich in unseren Dichtern, meist junge oder alte Knaben, die im Kreise unerfahrener Bewunderer aufgewachsen sind, und daher nicht zunehmen können. Wer nicht in gewissen Jahren oft in Gesellschaft war, wo er nicht die erste Rolle spielte, und seine Kräfte stets in Spannung sein mußten, um nicht eine üble Meinung von sich zu erwecken, wird gewiß ein Tropf werden, und das sind viele unserer gerühmten Dichter. Der Mann der Welt kann nichts von ihnen lernen, er übersieht sie. So wie

das handlungsvollste Schauspiel auch noch Bemerkungen enthalten muß, die selbst den Denker bei der Lampe müssen beschäftigen können, so kann selbst die Ode, indem sie die Einbildung mit Bildern hinreißt, wie das Licht einen, dem der Staar ausgezogen worden, tiefe Bemerkungen enthalten, die den Mann von Überlegung, wenn der Rausch verfliegt, beschäftigen können.

Empfindsam zu schreiben, dazu ist mehr nöthig, als Thränen und Mondschein.

Eine Rede muß nicht gedruckt werden. Man hat gute Reden gehabt in den Zeiten, da man vermuthlich schlecht schrieb, und etwas, das sich gut lesen läßt, muß man nicht hersagen hören. Es sind ganz verschiedene Dinge. Ein Gemälde gehört nicht unter das Mikroskop. Das sollten sich unsere dramatischen Dichter merken.

Wenn man *Rape of the Lock* durch „*Lockenraub*“ übersetzt, so ist schon die Hälfte des Witzes verloren. Was mag nicht erst im Gedichte selbst verloren gegangen sein!

Unstreitig ist, wie ich schon früher einmal bemerkt habe, die männliche Schönheit noch nicht genug von den Händen gezeichnet worden, die sie allein zeichnen könnten, den weiblichen. Mir ist es allemal angenehm, wenn ich von einer neuen Dich-

terin höre. Wenn sie sich nur nicht nach den Gedichten der Männer bilbeten, was könnte da nicht entdeckt werden!

Die Nachtigallen singen und wissen wohl dabei nicht, was für Lärm die Verliebten und Dichter aus ihren Gesängen machen und daß es eine Gesellschaft höherer Wesen gibt, die sich ganz mit Philomelen und ihren Klagen unterhalten. Vielleicht hält ein höheres Geschlecht von Geistern unsere Dichter wie wir die Nachtigallen und Canarienvögel; ihr Gesang gefällt ihnen eben deswegen, weil sie keinen Verstand darin finden.

Von den meisten Widersachern des Reims gilt wohl, was Dryden von Milton sagt, sie besitzen die Talente zum Reimen nicht.

Fünf Komödien von Einem Act zu schreiben, ist nicht halb so schwer, als eine einzige von fünf Acten.

Die Briefe eines klugen Mannes enthalten immer den Charakter der Leute, an die er schreibt. Dieses kann in einem Roman in Briefen sehr schön gezeigt werden.

Es ist die Redekunst, die vor der Überzeugung einhertritt, und ihren Pfad mit Blumen bestreut.

In allen Werken Hogarths findet sich kein Esel ange-

bracht, womit sonst die satyrischen Künstler so sehr freigebig sind.

Wenn es doch in Sachen des Geschmacks oder der Kritik überhaupt ein Oberappellationsgericht gäbe!!

Der Gedanke hat in dem Ausdrücke noch zu viel Spielraum; ich habe mit dem Stockknopfe hingewiesen, wo ich mit der Nadelspitze hätte hinweisen sollen.